Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 2

Rubrik: Die Seite der Frau

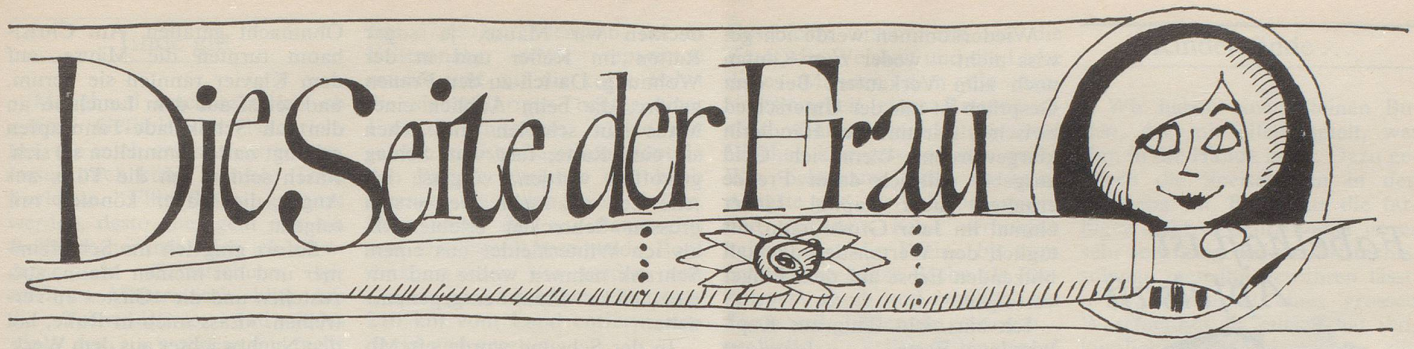
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Bilder

Wir leben in einer Bilder-Welt. Alle unsere Vorstellungen sind Bilder. Wir machen uns stets ein Bild von einem Menschen oder von irgendeiner Sache. Wir bilden uns eine Meinung über eine bestimmte Angelegenheit. Bevor wir uns ausdrücken und mitteilen wollen, ist das Bild da.

Wir sprechen von Bildung, meinen aber meistens nicht die Herzensbildung, sondern diejenige des Verstandes. Ein gebildeter Mensch «weiss» mehr als ein ungebildeter. Wir brauchen heutzutage nicht darüber zu spekulieren, welcher Art der Bildung, Herzens- oder Verstandesbildung, mehr Wert beigemessen wird.

Zum Wort «Bildung» gesellen sich die Wortschwestern «Einbildung» und «Ausbildung». «Ein» und «aus» geben die Richtung an, in der die Bildung, respektive das Bild, wirken soll. Unsere Gesellschaft legt viel zuviel Wert auf Ausbildung und viel zuwenig auf Einbildung. Die Einbildungskraft ist unsere Phantasie. Doch die Ausbildung in allen Schulen, von der Primarschule bis zur Universität, verdrängt die Einbildung. Die Einbildungskraft ist aber diejenige grosse Energiequelle im Menschen, die alles Schöpferische speist. Dass wir die Phantasie im Kinde so lange wie möglich fördern und den Erwachsenen zur Phantasietätigkeit zurückführen, finde ich äusserst wichtig.

Ich habe schon oft beobachtet, wie die Einbildungskraft der Kinder mit zunehmendem Schulalter schwindet. Es ist zum Beispiel für viele Sekundarschüler äusserst schwierig, eine Geschichte zu erfinden oder sich an einen Traum zu erinnern. Denn Träume sind (leider) für viele Menschen Schäume – schon für Dreizehn- bis Fünfzehnjährige. Selbstverständlich machen alle Kinder eine kürzere oder längere Phase durch, in der «nur» die Erforschung der «Wirklichkeit» für sie zählt. (Als ob Träumen, Phantasieren und Fabulieren nicht auch «Wirklichkeit» wäre!) Mir scheint die Tatsache, dass die freie schöpferische Tätigkeit so unheimliche Schwierigkeiten bereitet, ein bedenkliches Licht auf unsere Welt zu werfen. Das Schulsystem dafür anzuprangern, wäre ebenso falsch wie alles auf die elterliche Erziehung zu schieben. Wir leben in einer entmythologisierten Zeit. Der Mythos, die Bilderwelt, ist für viele Menschen zu einem noch am Rande wahrgenommenen Relikt aus der Vergangenheit abgesunken.

Wann werden wir die Einbildungskraft ebensohoch bewerten und vor allem schätzen lernen wie die Ausbildung eines Menschen? Das Wort «Einbildung» hat heute meistens einen negativen Klang. Das Eingebildetsein, der Hochmut, kommt meines Erachtens oft daher, dass nur noch die negativen Kräfte der inneren (Ein)bildung im Menschen wirken. Ein- und Ausbildung sind wie zwei Wegweiser. Der eine zeigt auf den Menschen oder in ihn hinein. Der andere zeigt nach aussen. Die Ausbildung ist eine Art Aushängeschild eines Menschen; sie können wir messen und bewerten, während die Einbildung(skraft) eines Menschen nicht so leicht messbar ist.

Ein- und Ausbildung schliessen einander nicht aus. Sie sind nur zwei unterschiedliche Pole, zu denen wir unsere Energie fliessen lassen. Vermehrte Einbildung tut heutzutage bitter not. Denn erst durch die Kraft unserer Phantasie sind wir imstande, uns selbst und als Folge anderen Menschen näherzukommen. Die Phantasie ins tägliche Leben bringen, würde bedeuten, dass wir die Quelle aller Aktivitäten im Leben nicht mehr nur aussen suchten und demzufolge die Aussenwelt für deren Gelingen oder Misslingen verantwortlich machten, sondern bei uns selbst, in unserem persönlichen Lebensstrom.

Ruth Baumann-Baer

Die Kapitalanlage

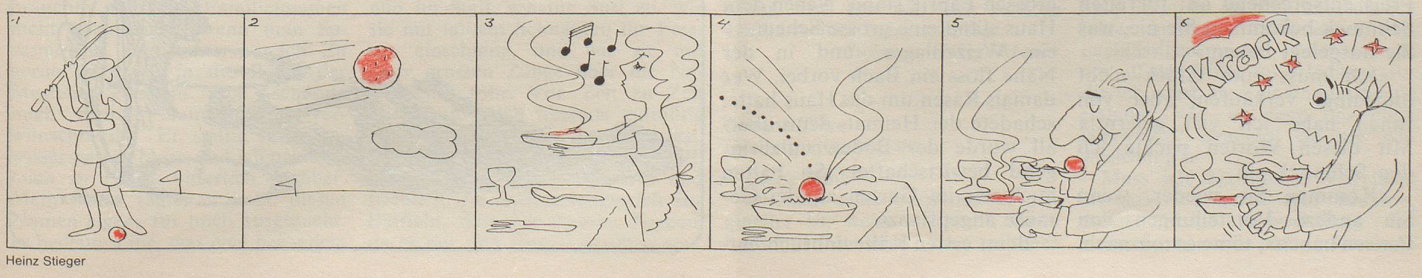
Nun ist die Zeit der Auktionen wieder da, die Zeit des Jagdfiebers. Wen es einmal gepackt hat, der wartet alljährlich sehnsüchtig auf die Kataloge, die die angesammelten Schätze verblichener Geschlechter oder heruntergekommener «Häuser» aufzählen. Ohne lange über die Tragik nachzudenken, die solche «Häuser» unter den Hammer gebracht hat, macht sich der auktionshungrige Alltagsmensch, wie ich einer bin, auf die Socken, um ein kleines Stückchen Glanz zu ergattern. «Sie sind eine Kapitalanlage», murmelte ich als Ausrede, während mir die smaragdbesetzten Ohrgehänge der russischen Grossfürstin für 3000 Franken zugeschlagen wurden.

Seither sind zehn Jahre vergangen. Den grossfürstlichen Schmuck habe ich nicht oft getragen, denn bei meinem Lebensstil müssen nicht täglich Smaragdkaskaden von meinen Ohren «fallen». Bei den raren Gelegenheiten fühlte ich mich aber jeweils ganz und gar grossfürstlich, und das war schön.

Ich lebte damals im «Goldrausch». Alles irgendwie überflüssige Geld legte ich in Goldschmuck an. «Alte Kirchen muss man schmücken», sagte meine Freundin. Aber wie es mit den Leidenschaften geht – sie verebben. So verflüchtigte sich auch mein Goldrausch. Jetzt braucht meine Tochter eine Aussteuer, und ich bin nüchtern geworden.

Ich packte die Ohrgehänge der russischen Grossfürstin in eine Handtasche und begab mich in ein kleines Antiquariat mit der Aufschrift «Wir kaufen Ihren antiken Schmuck». Ich kannte die Ladeninhaberin. Zur Zeit meiner Besessenheit hatte ich ihr ein neunkarätiges Halskettchen mit Türkisen für 700 Franken abgekauft. «Sie sehen zehn Jahre jünger aus damit – und es ist eine Kapitalanlage», hatte sie damals geschwärmt. Ihr verbindliches Lächeln erlosch nun, als ich erklärte, ich hätte etwas zu verkaufen. Sie examinierte den Schmuck mit einer überdimensionierten Lupe. «Was wollen Sie dafür?» «Dreitausend», antwortete ich leise, aber fest. «Sind Sie ...» Ich verstand das ärgerlich gemurmelte Wort nicht; es klang wie «verrückt». «Ich habe vor zehn Jahren auch so viel bezahlt, man sagt doch, Smaragde seien eine Kapitalanlage», gab ich höflich zu bedenken. «Das sind aber ganz helle Smaragen», konstatierte sie. Sie sagte «Smaragen», wie jemand, der für etwas Vertrautes einen Kosenamen braucht.

Im Auktionskatalog hatte gestanden «... mit leuchtenden, auserlesenen Smaragden ...». Ich sagte es ihr. «Ha!» rief sie, «dunkle Smaragen sind wertvoll, sehen Sie, diese!» Sie streckte mir ihre Hand vor die Augen, zeigte mir einen dunkelgrünen,



Heinz Stieger

Fabelhaft ist Apfelsaft

ova Urtrüeb

bsunders guet

winzigen, für mich völlig unscheinbaren Stein.

«Aber die wundervolle Goldschmiedearbeit ...», sagte ich, und wunderte mich, wie devot es klang. «Ha! Man muss eben wissen, was man kauft. Brillanten sind eine Kapitalanlage, sehen Sie!» Wieder hielt sie mir die Hand vors Gesicht. Ein Diamant von der Grösse einer halben Erbse, den ich als Schmuckstück überhaupt nie in Betracht gezogen hätte, funkelte an einem Finger ihrer Hand. «*Das* ist eine Kapitalanlage: vor vier Jahren für 4000 Franken gekauft, heute 35 000 Franken wert!»

«Ich mag keine Diamanten», gestand ich und ärgerte mich, weil es wie eine Entschuldigung klang. «Gut, dann setzen Sie den Preis entsprechend an; für alten Schmuck bekommen Sie nie, was Sie ausgelegt haben.»

«Ich muss zum Glück nicht unbedingt verkaufen, aber von Ihnen habe ich viel gelernt!» Mit diesen Worten packte ich den Schmuck ein.

«Kommen Sie wieder, wenn Sie andere Vorstellungen von Preisen haben», tönte es mir nach.

Wiederkommen werde ich gewiss nicht – weder zum Kaufen noch zum Verkaufen. Bei dem Gespräch ist mir der Unterschied zwischen mir und der Händlerin klargeworden: Wenn ich Geld ausgebe, will ich dafür Freude erhalten, nicht Kapital. Lieber einmal im Jahr Grossfürstin, als täglich den Wertanstieg der kalt blitzenden Erbse auf dem Finger verfolgen.

Ich bin nicht fähig zur Kapitalanlage. Basta. *Lieselotte*

Witzlos

Eine harmlose Sache, so ein Unterhaltungsabend. Wochenende, Entspannung, Konsum. Statt Fernsehen einmal Livesehen, einen Schlangenmenschen, einen Jongleur, einen Akrobaten. Durchaus harmlos.

Oder sind wir bloss zu unaufmerksam, zu schläfrig? Jetzt betritt zum Beispiel der Ansager die Bühne. Er ist beim Publikum beliebt, eigentlich fast eine Nummer für sich. Erstaunlich, wie er Witze erzählt! Kaum bemerkt man, wo der eine aufhört und der nächste beginnt. So subtil kettet er sie aneinander, dass das Lachen nie verebbt – von einer Pointe zur anderen: «... Ich habe zu Hause eine Katze, die miaut schon, wenn sie mich von weitem kommen hört, prahlte der eine. Mein Hund bringt mir meine Pantoffeln, wenn ich pfeife, übertrumpfte ihn der andere. Das ist noch gar nichts, rief der dritte, ich habe daheim ein Huhn, das macht mir die ganze Haushaltung!»

Originell, dieser Witz! Das Publikum lacht und klatscht sogar. Die Frauen auch. Aus Höflichkeit? Aus Gewohnheit? Aus Gedankenlosigkeit?

Während der Ansager weiter frauenfeindliche Witze erzählt und das Publikum weiterlacht, frage ich mich, wer sich für die Interessen der Frauen einsetzen soll, wenn nicht einmal sie selbst es tun. *Agathe*

Es war einmal ...

Während des Zweiten Weltkriegs, als die Lebensmittel rationiert waren, wohnte ich in einem Hause, das im Areal einer grossen Fabrik stand. Neben dem Haus stand eine grosse Scheune – ein Weizenlager, und in der Nähe floss ein Bach vorbei. Wer damals Rasen um das Haus hatte, schadete der Heimat, denn überall wurde der Boden nutzbringend bewirtschaftet. So hatten auch wir im Garten allerlei Gemüse angepflanzt.

Beim ersten Kälteeinbruch entdeckten wir Mäuse, ja sogar Ratten im Keller und in der Wohnung. Da ich zu den Frauen gehöre, die beim Anblick einer Maus laut schreien und, sehen sie eine Ratte, fast vom Schlag getroffen werden, vergesse ich jene Zeit nie mehr. Den ersten grossen Schrecken erlebte ich, als ich Winterkleider aus einem Schrank nehmen wollte und mir eine dicke Maus entgegenpurzelte.

In der Scheune wurde oft Militär einquartiert. Ein Wachtmeister erzählte mir einmal, dass es den Soldaten wegen der Mäuse nicht geheuer sei. Ein Soldat habe in der Nacht vor Angst beinahe einen Anfall bekommen ...

An Weihnachten stand ein grosser Tannenbaum im Wohnzimmer. Die unteren Aeste waren mit Schokoladeherzen und Lebkuchen behangen. Am Heiligen Abend erschreckte uns kein Mäuslein. Das Lied «Süsser die Glocken nie klingen», von den Kindern auf Blockflöte und Klavier gespielt, dürfte dank den hohen Tönen die Nagetiere vertrieben haben.

Nach der Feier war ich zu müde, um die Stube wieder in Ordnung zu bringen. Am 25. Dezember stand ich um fünf Uhr morgens auf. Wir erwarteten Besuch, und ich hatte sehr viel Arbeit zu verrichten. Schön weihnachtlich wollte ich den grossen Raum wieder herrichten. Leise öffnete ich die Türe zum Wohnzimmer und drehte den Lichtschalter an. Hätte ich mich nicht schon den ganzen Spätherbst hindurch ein bisschen an Mäuse gewöhnt gehabt, wäre ich beim Anblick der Mäuse-Invasion in Ohnmacht gefallen. Am Christbaum turnten die Mäuse, auf dem Klavier rannten sie herum, und selbst auf dem Leuchter, an den ich Schokolade-Tannzapfen gehängt hatte, tummelten sie sich. Rasch schloss ich die Türe, aus Angst, die Nager könnten mir folgen.

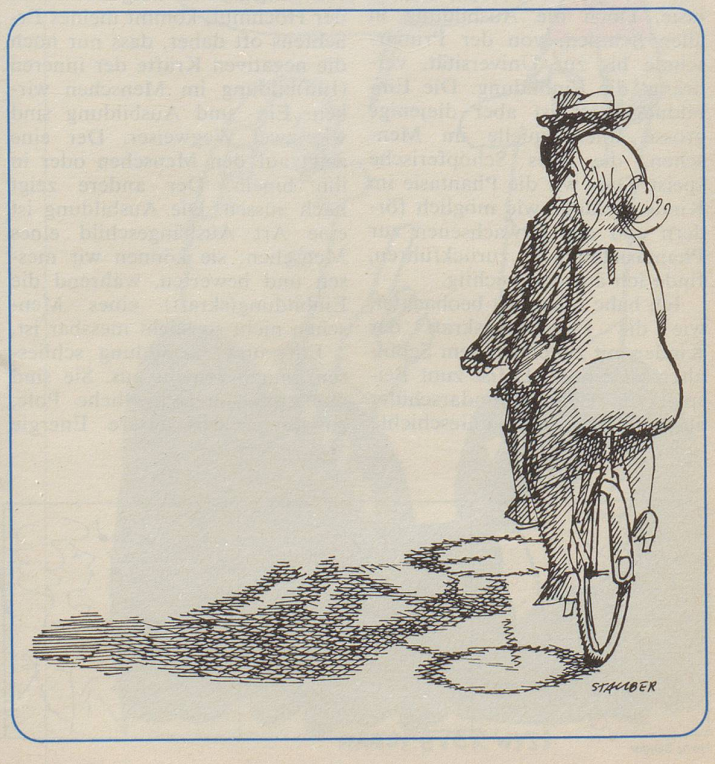
Sofort ging ich ins Schlafzimmer und bat meinen Mann, aufzustehen und die «Gäste» zu vertreiben. «Lass mich in Ruhe, hol den Nachtwächter aus dem Werk, der kann das besser», war die Antwort. Da ich mich im Werk auskannte und wusste, wo die Tour des Nachtwächters entlangführte, hatte ich ihn bald gefunden. Er folgte mir in die Wohnung und setzte den Mäusen mit dem Besen zu. Die meisten konnten in Schlupfwinkel fliehen, einige blieben tot zurück.

Die Leitung der Fabrik, zu der «unser» Haus gehörte, liess später in allen Zimmern neue Fussleisten anbringen; da konnten die Mäuse nicht mehr in die Zimmer eindringen. Mit anderen Mitteln rückte man ihnen zu Leibe.

Die schöne, geräumige Altwohnung war mir zum Alptraum geworden. Trotz neuer Fussleisten und Mäusegifts durchlitt ich im Februar noch einmal Qualen. Als ich eines Abends ins Bett gehen wollte, kam eine wohlgenährte Maus unter meinem Bett hervor. Vor Grauen musste ich erbrechen.

Wegen dieser Erlebnisse mit Mäusen fürchte ich mich heute noch vor ihnen. Ich bin froh, dass meine Enkelinnen die Mäuseangst nicht geerbt haben ...

Rosel Luginbühl



Ende gut

Manchmal erschrecke ich ob meiner Gefühlskälte. Nachrichten, die mich erschüttern sollten, lassen mich kühl. Je mehr Tote, Verletzte, Flüchtlinge genannt werden, desto eher geht mir ein Rolladen herunter, den ich allzugerne als «Selbstschutz» bezeichne. Misstrauisch hüte ich die Tränendrüsen, und jedes «Jahr des ...» weckt in mir mehr Vorbehalte als konstruktive Gedanken.

Kürzlich aber fand ich eine Pressenotiz, die mir ein Stück meines Glaubens an die heile Welt zurückgegeben hat und mich gefühlsmässig stark beschäftigte: Ein 37jähriger Seemann, der in Küstennähe etwas reparieren musste und auf die kurze Fahrt die siebenjährige Tochter einer Freundin mitnahm, wurde mit seinem selbstgebastelten Boot in den Pazifik getrieben und blieb zwanzig Tage lang verschollen. Kurz bevor das aus Panzerglas und Oelfässern bestehende Boot sank, wurden die beiden von einem panamesischen Frachter 210 km vom Land entfernt entdeckt und gerettet.

In der Notiz wird berichtet, wie die beiden mit Robinsonschen Behelfsmitteln lebten, Kondenswasser sammelten und den Notvorrat mit frischen Fischen, die der Seemann von Hand fing, «bereicherten». Was mich an der Geschichte erschütterte, ist die Kraft, die Weisheit und die Liebe dieses Mannes, dem die Aussichtslosigkeit einer Rettung sicher während mindestens zwei Wochen klar gewesen sein muss. Wie behutsam muss er seine Aengste und Gefühle beherrscht und vor dem Kind verborgen haben, dass die Kleine bis zum Schluss die ganze Sache als Riesenspass ansah und erzählte, bei Langeweile hätten sie gesungen – am liebsten «Yellow Submarine»!

Dies geschah 1979. So hat das «Jahr des Kindes» für mich doch noch einen ganz privaten Sinn bekommen. *UH*

Kinderhände ...

Wir haben einen kleinen Buben, der mit allem spielt, was ihm in die Hände gerät. Dazu gehören die Speisekarten in den Wirtschaften. Besonders die farbigen liebt er sehr. Dabei ist er sehr sorgfältig. Er zerstört nichts, solange man ihn gewähren lässt.

Im Restaurant eines grossen Warenhauses in Zürich hat ihm kürzlich die Serviertochter die farbige Glacekarte weggenommen mit der Bemerkung, das sei nichts für Kinder, die Karte sei so teuer. Aehnliche Vorfälle erleben wir immer wieder.

Jahr des Kindes – endgültig vorbei? *Walter Huber-Ravazzi*

Liebe

Jahresfest des Männerchors «Aus voller Brust» im Restaurant «Zum Vogelpfiff». Wohlklang erfüllt den Saal. Auf der Bühne tut der Männerchor sein Bestes, unter der vorzüglichen Leitung des Dirigenten Rudolf Herzweit. Die Mannen singen Heimat- und Liebeslieder, so schön, dass den Freundinnen und Frauen unten an den langen Tischen das Herz aufgeht.

Es ist ja auch ein erhebendes Bild: die Mäuler alle zur gleichen Zeit offen und zu, offen und zu, und beim pianissimo gesungenen Ö von «du schöhöne Maid» zu Rundummeli geformt. Ja, so ein Männerchor!

In der Pause steigen sie vom Podium, die Mannen, streben erwartungsvoll der Weiblichkeit zu –

«Wie sind wir gewesen?»

«Toll!»

«Grossartig!»

«Spitze!»

Sie haben ein Bier verdient, oder auch zwei, lassen sich nieder, schwatzen noch hochgeschwellt mit ihren Bewunderinnen – und schau, wie die Ehemänner nett sind zum Lineli, Fineli, Mineli und Trineli. Voller Liebe! Einer lässt sein Lineli hochleben, weil es zufällig grade Geburtstag hat, ein anderer das Fineli, weil es auch irgendeinmal Geburtstag habe, ein dritter hebt sein Glas auf Minelis Gesundheit, weil es ihm niemals einen Krach mache, wenn er spät oder früh heimkomme, und der vierte zeigt stolz den Pullover, den ihm Trineli gestrickt habe.–

«Ja, unsere Frauen!» sagen sie, und: «Wir singen nur für euch.» Und singen wieder, singen:

Am Morgen, wenn ich früh aufsteh',
die Sonn' geht auf mit Strahlen,
sah ich mein' Schatz schneeweiss gekleidt,
da hüpft mein Herz vor lauter Freud,
vor lauter Lieb und Freud.

Dann singen sie:

Mein Mädel hat einen Rosenmund,
und wer ihn küsst, der wird gesund ...

und zuletzt:

All mein Gedanken, die ich hab,
die sind bei dir!

Und auch noch ein Lied vom Mägdelein in der Herberge im Walde, dem der Bursche die Ohren öffnet für das, was die Bäume leise rauschen ...

Lineli, Mineli, Trineli, Fineli unten im Saal schmelzen vor Glück und klatschen sich am Schluss die Hände wund.

«Alle Lieder extra für Männerchor gesetzt», sagen die Männer, sich am Tisch im Saal niederlassend, ernten Lob und geben Liebe, bestellen kalte Teller, Koteletts und Frites und Kartoffelsalat und Würstchen für die Liebste und für sich.

Und jetzt sagt mir, wer von denen in meiner Nähe und wer von den lauter netten Mannen im Saal morgen imstande sein wird, seine Frau oder Freundin zu verhauen, abzuschmieren, zu verwalken? Haben doch so innig gesungen vom lieben Maderl, vom holden Rosenmund, vom Herzensglück, und sagen jetzt lauter wunderschöne Dinge. Sagt mir, wer, oder welcher?

Ich behaupte hiermit: keiner.

Maria Aebersold

Echo aus dem Leserkreis

Der Vorname genügt
(Echo Nebelspalter Nr. 43)

In unserem Dorf, wo ich aufgewachsen bin, war ich die einzige Suzanne weit und breit, was mir peinlich war. Man hiess damals Gritli und Liseli, Marteli und Berteli. Man rief sie alle mit vollem Namen, um sie nicht zu verwechseln. Es gab das Liseli Probst und das Liseli Halbeisen. Nur mir brauchte man den Familiennamen nicht anzuhängen, wenn man Suzanne rief, kam immer nur ich. Zu gerne wäre ich in die Reihe der Martelis getaucht. Ich schämte mich meines Namens und verwünschte ihn. Er stellte mich gewissermassen bloss, und ich beklagte mich zu Hause bitterlich darüber. Mein Vater sagte, er habe diesen Namen eigens für mich ausgesucht, er bedeute Lilie, was eine besonders schöne Blume sei und mir zur Ehre gereiche. Also schickte ich mich drein – was blieb mir anderes übrig? Nur wünschte ich mir sehnlichst eine Namensvetterin ins Dorf, damit ich nicht so allein dastünde.

Und wie so heiss gewünschte Wünsche meistens in Erfüllung gehen, bekam ich sie, die Namensvetterin. Unser Nachbar, der Bauer, kaufte eine Kuh, führte sie am Strick in den Stall, band sie an ihrem Platz fest, und über ihrem Futtertrog stand es zu lesen, schwarz auf weiss: Susi.

Wie diese Kuh mir gleich sympathisch war! Tagtäglich war ich nun im Stall, schaute Susi zu, wie sie mit lautem Schnaufen ihr Fressen einschlang, und wie sie mit ihrer grossen Zunge über die Nasenlöcher fuhr. Von Zeit zu Zeit blickte sie mich überaus gutmütig an. Sie mochte mich, das stand fest. Es waren schöne Stunden im Stall. Dort roch es gut, war warm und friedlich. Im Stall gelangte ich zur Einsicht, dass ich meinen Namen, da er mir nun einmal gegeben war, anstatt mich seiner zu schämen, ebensogut mit Stolz tragen könnte.

Noch heute, wenn ich eine Kuh erblicke, überkommt mich ein leises Verwandtschaftsgefühl, und es ergeht mir ähnlich wie Erich Kästner mit den Möwen: für mich sehen Kühe aus, als ob sie alle Susi hiessen.

Ich habe früh gelernt, meinen Vornamen zu akzeptieren, und so genügt er mir, um einen Artikel zu unterzeichnen (mit «Feigheit» hat dies nichts zu tun). Ich brauche den vollen Namen nicht, um zu einer Aussage zu stehen. Uebrigens «gehört» dieser Name ja meinem Mann und erst seit der zweiten Hälfte meines Lebens zu mir.

Suzanne Geiger-Meury

Seltene Tiere
(Nebelspalter Nr. 48)

Liebe Dina

Ob man ohne Fernsehgerät origineller ist, weiss ich nicht. Ganz bestimmt ist man ein «seltenes Tier». Mein Freund und ich werden immer ganz erstaunt angeschaut, beinahe mitleidig, wenn wir bei einer Diskussion über eine Sendung nicht mithalten können und sagen, dass wir keinen Fernsehapparat haben und auch in Zukunft keinen anschaffen werden.

Unbegreiflich scheint es vielen unserer Bekannten zu sein, wie ich es ohne das flimmernde «Heiligtum» aushalte, wenn mein Freund geschäftlich im Ausland weilt, was öfter vorkommt. Antworte ich, dass ich diese Zeit mit Freuden benütze, um in Ruhe seitenlange Briefe zu schreiben, ein gutes Buch zu lesen, eine Freundin zu besuchen, die ich leider in letzter Zeit etwas vernachlässigen musste – oder einfach, um all die Dinge zu erledigen, für die ich sonst nie Zeit finde, sind sie erstaunt: «Ja, ist denn das nicht langweilig? Brauchst du nie Abwechslung?»

Muss ich dazu mehr schreiben, als dass ich Leute sehr bedaure, deren einzige Abwechslung das Fernsehprogramm ist? *Veronika*